

Liebeshörig.

Roman von **Ferdinand Kunkel.**

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er setzte sich ruhig seinen Valetot an, rief dem Chauffeur zu, er möge den Wagen vorfahren lassen, besprach sich dann noch eine kurze Zeit leise mit Schäfer und verließ das Sanatorium, um in wenigen Minuten über die hartgefrorene Chaussee nach Berlin zurückzukehren. Zuerst begab er sich in seine Wohnung, um eine kalte Dusche zu nehmen und oberflächlich wenigstens die Geister der Nacht zu vertreiben. Dann eilte er nach einem hastig eingenommenen Frühstück in sein Bureau. Dort erwartete ihn die größte Ueberraschung. Professor Köbner und Tochter, hieß es, seien gestern Abend noch spät hier gewesen und würden um zwölf Uhr wiederkommen.

„Also ein Erfolg,“ sagte sich Lippe in Gedanken, dann nahm er das Aktienstück des Falles Mohrungen und begann zu arbeiten. Es galt ja jetzt, sorgfältig alle die einzelnen Indizien zusammenzutragen, um der Behörde das Material für die Erhebung der Anklage gegen Willemoes an die Hand zu geben. Er ließ noch einmal, da die verschlungenen Wege des geheimnisvollen Verbrechens bloßgelegt waren, alle Phasen der monatelangen Ermittlungen vor seinem Geist vorüberziehen, und manchmal, besonders als er zum Tode des unglücklichen Meißt kam, sagte er sich, wie unzulänglich doch der Kriminalist gegenüber dem vorsichtigen Verbrecher ist. Und wieder wurde es ihm überzeugend klar, daß der Zufall bei jeder Ermittlung eine höchst bedeutende Rolle spielt.

Willemoes hatte allzufrüh seine Karten aufgedeckt. Noch jetzt überließ es den Detektiv eiskalt, wenn er daran dachte, wie nahe seinem Klienten, der ihm im Laufe der Zeit zu einem guten Freunde geworden war, der Tod gewesen. Hätte sich der Mörder nicht allzu sicher gefühlt, so wären weder der Baron noch Schäfer lebend aus dem Sanatorium herausgekommen.

Zunächst galt es nun, das Werkzeug des verbrecherischen Geschwisterpaars zu überführen, den jungen Liebenau, der in blinder Liebeshörigkeit die Morphiumsendungen an den geheimnisvollen litauischen Torfwächter vermittelt hatte. Die Beziehungen zwischen Willemoes und diesem würden schon durch die beiden gleichartigen Stöße und

vielleicht auch durch die aufgefundenen Papiere, in denen die Pulver verpackt waren, nachgewiesen werden können.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Schäfer war am Apparat und berichtete, Hatto sei erwacht und zeige Gott sei Dank keine bejorgnisserregenden Erscheinungen. Er versuche, durch ganz leichte Eingreifen die üblen Erscheinungen der Morphiuminjektion zu beseitigen. „Der Baron,“ fügte Schäfer hinzu, „leidet weniger an den Folgen des Morphiums als an der Ungewißheit, was geschehen ist, er wünscht Dich dringend zu sprechen.“

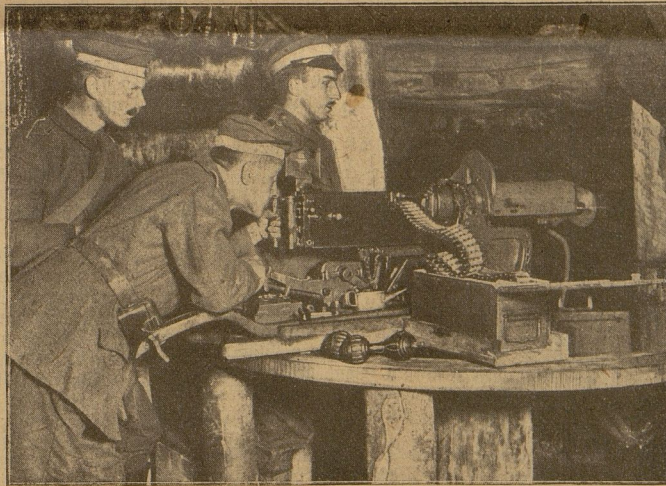
„Sage dem Baron, bitte, ich komme kurz nach zwölf und bringe eine große und erfreuliche Ueber-

angejagt, wahrscheinlich handelt es sich um die Entlarvung Ihres Neffen Liebenau.“ „Ja, da möchte ich doch noch eine sehr herzliche Bitte aussprechen, lieber Lippe. Geht es nicht, daß Liebenau geschont wird?“ „Ich fürchte, nein, er ist zu tief verstrickt in das Verbrechen, als daß ich ihn retten könnte. Und wenn ich ihn rette, sind Sie ja nie Ihres Lebens sicher, so lange der erberechtigte Majoratspräsident lebt.“ „Sie glauben an Todesstrafe?“ „Nein, aber ein Graf Liebenau, der zehn Jahre Zuchthaus gehabt hat, ist so gut wie tot und nach der Stiftungsurkunde des Mohrungenischen Majorats wahrscheinlich auch nicht mehr erberechtigt.“

„Ich kann nicht über den Gedanken hinauskommen, daß ich meinem Schwager, dem Sie übrigens Ihren Verdacht auf unserer Hochzeit bei einer falsche Notiz abbiten müssen, lieber Freund, den einzigen Sohn nehmen soll. Der arme Junge ist sicher nicht so schlecht, er ist nur verführt und ganz in den Netzen dieser wirklich hinreißend schönen Frau verstrickt. Lassen Sie es mit einem Opfer genug sein, Lippe, krönen Sie den Erfolg Ihres Wertes durch eine gute Tat, retten Sie den armen Kerl. Schieben wir ihn ab nach Amerika. Dort kann er Marguerite heiraten und sich irgendwo im wilden Westen eine Farm gründen. Haben Sie der Polizei schon seinen Namen genannt?“ „Nur dem Abteilungsdirigenten und streng vertraulich, aber der Nachweis seiner Mitwirkung ist zur Zeit noch nicht erbracht, den erwarte ich erst um zwölf Uhr.“

„Also, dann erheben Sie meine Bitte, erbringen Sie den Beweis nicht, lassen wir den Zungen nach Amerika abschrammen, und ich werde ihm bei einer New-Yorker Bank eine Summe Geldes anweisen, damit er sich ein neues Leben aufbauen kann. Er ist der Sohn meiner einzigen Schwester, ich will nicht sein Henker sein.“ „Das macht Ihrem Herzen alle Ehre, lieber Mohrungen, wenn wir aber nicht schnell handeln, wird es zu spät.“ „Dann also handeln Sie schnell, Sie sind ja der Mann des augenblicklichen Entschlusses.“ „Gut, aber ich muß erst hören, was Professor Köbner und Fräulein Kornelia mir zu berichten haben.“

„Ah!“ — Es ging wie ein heller Sonnenchein über Mohrungen's Gesicht. — „Ich will doch der erste sein, der sie sieht.“ Hatto wurde mit einem Male lebhaft, und alle Spuren des nächtlichen Morphiumattentats fielen von ihm ab. „Ich



Maschinengewehr im granatsicheren Unterstande.

rauschung mit, aber ich mache zur Bedingung, daß er den Morphiumrausch, oder vielmehr den Morphiumfater, mit aller Energie bekämpft.“

„Der Herr Baron ist aber sehr ungeduldig, Lippe. Kannst Du nicht früher kommen, mach doch, heute einmal zu seinen Gunsten eine Ausnahme; wie ich Dich kenne, siehst Du jetzt an Deinem Bericht über die Ereignisse der letzten Nacht, immer frisch nach der Tat.“ „Du hast es geraten, lieber Doktor, ich komme also auf eine Viertelstunde hin, aber nicht länger, da ich um zwölf Uhr wichtigen Besuch erwarte.“

Lippe fand Hatto vollkommen gefaßt. Die erste Frage war nach Kornelia. „Sie muß doch nach meiner Berechnung in diesen Tagen von Rom zurückgekommen sein.“ „Ganz richtig, sie hat sich um zwölf Uhr mit ihrem Vater in meinem Bureau

werde sofort zu Köbners hinfahren und sie begrüßen. Das müssen Sie mir schon erlauben, lieber Doktor, wenn Sie auch sonst ein strenger Arzt sind.“ „Aber warum denn,“ warf Lippe ein. „Sie kommen jetzt einfach mit in mein Bureau und werden dort als erster die Herrschaften begrüßen können.“ „Nein, nein, ich will nicht warten bis zwölf Uhr, das Auto steht ja vor der Tür, ich fahre sofort.“ „Was steht denn, was ein Körper vertragen kann, der einmal an Morphium gewöhnt war.“ „Ja, Schäfer, die Liebe macht alle Deine ärztlichen Verordnungen zusehender.“ Fahre wenigstens mit, oder besser, wir fahren alle, wir beide begleiten Sie.“

Es war ein rührendes, ergreifendes Wiedersehen in dem kleinen Salon des Professors Köbner. Was hatten sich die beiden nicht alles zu erzählen, mit welcher Innigkeit versicherten sie einander, daß sie trotz aller Fährlichkeiten, trotz aller Intrigen doch einander geglaubt hätten. Nun aber, so schworen sie sich, sollte nichts mehr ihre im Unglück erprobte Liebe scheiden.

Im Studierzimmer des Professors warteten Lippe und Schäfer auf dessen Rückkunft. Sie hatten beide schon besprochen, auf welche Weise Liebenau zu retten wäre, und legten nun, nachdem auch Mohrungen den Brief als zweifellos von der Hand seines Neffen herrührend anerkannt hatte, den Plan vor.

Liebenau mußte ein unjassendes Geständnis ablegen, das von Schäfer, Lippe und ihm unterschrieben würde. Dann mußte er seinen Abschied einreichen und bis zur Erledigung dieses Geschäftes um Urlaub einkommen. Mit dem nächsten Dampfer könnte er nach Newyork fahren. Die Niederschrift des Geständnisses bliebe in Lippes Akten und würde der Polizei nicht mitgeteilt. — So hätte sie keine Veranlassung, Liebenaus Flucht zu verhindern.

„Einverstanden,“ erklärte Mohrungen, „händigen Sie ihm das nötige Geld zur Reise nach Newyork aus, und sagen Sie ihm, daß dort für sein weiteres Fortkommen gesorgt werde.“

Eine halbe Stunde später raste das Automobil Mohrungen mit Lippe und Schäfer auf der Neuener Chaussee dem alten Havelstädtchen Brandenburg zu. Liebenau war gerade zu Tisch im Kasino, als die beiden ankamen. Sie setzten sich daher in seinen Salon, bedeuteten aber dem Chauffeur, um die Ecke zu fahren, damit der Ankommende das Automobil nicht vor dem Haupte stehen sehe. Sein Bursche hatte erklärt, der Herr Graf komme stets nach Tisch nach Hause, um zu schlafen.

Liebenau wurde schneeweiß, als er Lippe erblickte, aber er zwang sich zu einem heiteren Lächeln und fragte stotternd: „Nun, alter Junge, was verschafft mir die Ehre?“ „Gestatte erst, daß ich Dir meinen Freund Doktor Schäfer vorstelle.“ Gegenseitige Verbeugung.

„Dann muß ich Dir sagen, daß ich etwas sehr Ernstes mit Dir zu sprechen habe.“ „Bitte sehr, darf ich Dir etwas anbieten, eine Tasse Kaffee, nicht wahr, ich will nur meinem Burschen Bescheid sagen.“

Liebenau stand auf und wollte das Zimmer verlassen. „Nein, nein, lieber Freund, bleibe nur hier, mit dem Kaffee eist, es nicht so.“ „Hier sind Zigaretten.“ „Danke... Also, mein lieber Liebenau, Du hast Dich da in eine böse Geschichte hineingeritten. Willemoes ist verhaftet, die Villa der Baronin Marguerite de Ribérac steht unter Beobachtung. Der ganze Plan ist entdeckt, es bleibt Dir nur übrig, durch ein offenes Geständnis Dein Gewissen zu entlasten.“ Liebenau biß sich auf die Lippen, seine Augen wurden dunkel und weiteten sich in jähem Entsetzen. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. „Ich weiß nicht, soll das ein Schwere sein?“ stotterte er. „Nein, es ist leider bitterer Ernst. Wenn ich Dir nun noch sage, daß bisher im Taschenbuch der gräflichen

Häuser bei Curer Familie der Titel eines Freiherrn Kock von Bahlingen nicht verzeichnet war, so wirst Du verstehen, daß es hier nichts mehr zu leugnen gibt. Außerdem habe ich Deinen Brief an Professor Köbner, und Du naiver, dummer Junge hast nicht mal Deine Handschrift verstell.“

„Also gut. Ich sehe, das Spiel ist aus. Was verlangst Du von mir?“ „Ein Geständnis, das wir beide hier schriftlich aufzeichnen und das Du mit uns unterschreibst.“ „Gut, ich bin bereit. Ich darf vielleicht einen Augenblick ins Nebenzimmer eintreten, um Papier zu holen.“ „Ich werde Dich begleiten.“ „Bitte sehr, Lippe, das ist nicht nötig.“ Das weiche, mädchenhafte Gesicht des jungen Grafen zeigte eine wilde Entschlossenheit. „Liebenau, spiel mit mir keine Komödie. Du sollst Dich nicht erleichen. Du sollst Dein Schicksal tragen wie ein Mann. Niemand hat Dich bis jetzt der Behörde angezeigt, und es wird Dich auch Niemand anzeigen. Hatto will nicht, daß sein einziger Neffe wegen Beihilfe zum Morde seiner beiden Onkel vor die Geschworenen kommt. Und ich will es auch nicht, denn Du bist mir allezeit ein guter Kamerad gewesen, ich habe Dich gern gehabt, Liebenau, und es war mir ein großer Schmerz, als ich in der Schritt für Schritt fortschreitenden Ermittlung erkennen mußte, wie weit Du mit dem verbrecherischen Geschwisterpaar gemeinsame Sache gemacht hast. Sey Dich hier an den Tisch, schreibe Dein Abschiedsgesuch, schreibe ein zweites Gesuch um sofortigen Urlaub, schide beides mit dem Burschen Deinem Regimentskommandeur in die Wohnung. Wir fahren dann zu dreien nach Hamburg, und mit dem nächsten Dampfer schiffst Du Dich nach Newyork ein. Dort wirst Du auf der Filiale der Deutschen Bank eine Summe Geldes vorfinden, die es Dir ermöglicht, ein neues Leben zu beginnen.“

„Und Marguerite...?“ Es rang sich wie ein Schrei tiefer Qual von den Lippen des jungen Husarenoffiziers. „Armer Kerl!“ „Ohne Marguerite nicht, dann lieber den Tod.“ Vor allen Dingen bringe Dich in Sicherheit und rette die Ehre Deiner Familie.“ „Dann, bitte, diktire mir das Abschiedsgesuch, mein Kopf ist so wirr, daß ich keinen richtigen Gedanken fassen kann.“ „Armer Junge, das ist also das Ende.“

Als der Bursche mit dem Briefe das Haus verlassen hatte, war Heinz Liebenau am Ende seiner Kraft, so daß Doktor Schäfer zum Hilffest ging, und unter den verschiedenen Flaschen herumsuchte, bis er Portwein fand. Er goß ihm ein Glas voll und sagte freundlich wie der Arzt zum Kranken: „Nun, lieber Herr Graf, reiß Sie sich zusammen, trinken Sie mal einen Schluck und seien Sie überzeugt, daß wir es gut mit Ihnen meinen. Wir wollen nicht, daß Sie ganz versinken.“

Liebenau ließ einen scheuen Blick von einem zum andern fliegen, trank geschlornt das ganze Glas aus, dann aber überfiel ihn ein Weinkampf, der minutenlang andauerte. Schließlich ermannte er sich.

„Warum hast Du mich nicht den Weg gehen lassen, den ein Offizier gehen muß, wenn er seine Ehre verloren hat?“

„Weil ich und wir alle menschlicher denken, als Du ahnen kannst. Dein Onkel will nicht Dein Henker sein. Unsere Bedingung ist ein volles Geständnis... Glaube mir, mein Junge, es gibt kaum eine Situation im Leben, die ich nicht verstehen kann, und die Deine ist nicht so kompliziert. Es ist ein ganz alltäglicher Fall, etwas potenziert vielleicht durch Deine Veranlagung, die einen Stich ins Pathologische hat. Die Irrenärzte haben dafür sogar einen bestimmten Ausdruck gefunden, Liebeshörigkeit nennen sie diese krankhaft gesteigerte Unterwürfigkeit des Mannes unter das Weib. Schäfer kann es Dir befähigen. Schäfer nickte. Die matten Augen des Husarenoffiziers weiteten sich. Ein seltsamer Schauer schüttelte ihn wie ein Fieberfröst.

(Schluß folgt.)

Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.
(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Es war herrlich im Wasser, ich wäre am liebsten noch länger geblieben,“ erklärte die Komtesse.

„Fräulein von Glossow und ich, wir haben inzwischen Ruhe gehalten. Ich glaube, wir sind beide ein wenig müde von gestern,“ sagte Kolf, um Sannas bleiches Aussehen zu erklären. Die Komtesse setzte sich lachend neben Sanna in den Strandkorb.

„Ach, ich spüre nichts von Müdigkeit. Aber Du, liebe Sanna, weißt Du, wie Du aussiehst?“ „Nun?“ fragte diese, und sie wunderte sich, daß sie ein ruhiges Wort herausbrachte, da es in ihrer Seele fürchte.

„Du siehst aus, als hättest Du einen richtigen Magenjammer. Kolf übrigens auch. Schämt Euch doch! Was tun wir nun?“

Hans von Seltz hatte Kolf und Sanna mit einem forschenden Blick gestreift. Er ahnte, daß es hier etwas gegeben hatte. Und er lenkte zartfühlend die Aufmerksamkeit seiner Braut von den beiden ab, indem er ihr einen großen Dampfer zeigte, der am Horizont langsam dahinfuhr und eine sich in gerader Linie hinziehende Rauchwolke hinterließ.

Lanie versuchte dann ein vergnügtes Gespräch über den getrigen Ball in Gang zu bringen. Sie karrierte einige besonders närrische Typen der Gesellschaft in übermütiger Weise, hatte aber nur bei ihrem Verlobten einen vollen Heiterkeitserfolg. Kolf und Sanna brachten nur ein mattes Lächeln zustande.

„Ach — Ihr seid heute wirklich ganz langweilige Schlafmützen,“ inhalt sie ärgerlich und warf sich in den Strandkorb zurück.

Hans kniete zu ihren Füßen in den Sand.

„Ich auch, Lanie?“

Sie lachte schon wieder.

„Nein, Du nicht.“

Und das Brautpaar vergaß in zärtlichen Tändeleien auf die beiden anderen zu achten. Liebespaare sind schlechte Beobachter und pflegen sehr eigennützig zu sein.

Sanna hatte ein Buch genommen und gab sich den Anschein, zu lesen. Kolf lehnte in seinem Strandkorbe und ließ sie nicht aus den Augen. Wenn sie zuweilen aufsaß, traf sie sein bittender Blick.

„Wie soll ich das ertragen, lieber Gott, wie soll ich das ertragen?“ dachte sie ganz verzagt.

Ihr Herz drängte in heißer Sehnsucht dem seinem entgegen und die Gewißheit, von ihm geliebt zu werden, durchdrang sie in aller Not und Pein wie ein seltsames Erschauern.

Um ein Uhr kam der Verlassheimer Wagen, um die jungen Leute heimzuführen.

Sanna fuhr bis Glossow mit und als sie sich verabschiedete, sagte sie zu Frau von Seltz: „Liebe Mutter Seltz, ich bin todmüde und habe Kopfschmerz. Vielleicht hätte ich heute nicht baden sollen. Bitte, speisen Sie heute allein, ich habe keinen Appetit und will mich niederlegen.“

Die alte Dame sah sie besorgt an.

„Kindchen, Sie wollen doch nicht krank werden? Sie haben sich gestern und heute zu viel zugemutet.“

Sanna lächelte mit blaffen Lippen.

„Ja, es mag ein wenig zuviel gewesen sein. Aber ich brauche nichts als Ruhe. Einige Stunden Schlaf — dann ist alles wieder gut.“

Sie zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Nachdem ihr die Jungfer ein bequemes Gewand übergeworfen hatte, entließ sie dieselbe. Und dann warf sie sich mit einem tiefen, zitternden Atemzug auf das Sofa und barg das Gesicht in den Händen.

So lag sie reglos und ließ alles noch einmal an sich vorübergleiten, was gestern und heute geschehen war. Jedes der Worte rief sie sich ins Gedächtnis zurück, die Kolf zu ihr gesprochen hatte.



Sie wollte sie bergen in ihrem Herzen, wie ein Heiligthum. Und als sie sich nochmals die Frage vorlegte, ob sie recht getan hatte, daß sie seine Werbung zurückwies, da hörte sie wieder die Worte des Herrn von Schierstädt: „Das ist feiner, der es vertragen kann, Spießruten zu laufen.“

Sie richtete sich auf mit einem vor Schmerz versteinertem Gesicht.

„Nein, Du sollst nicht Spießruten laufen, mein geliebter Rolf, lieber will ich sterben, als zusehen müssen, wie sie Dir Dein stolzes Haupt beugen. Ich habe dennoch recht getan. Gott helfe uns beiden.“

29. Kapitel.

Scheinbar ging nun alles seinen alten Gang weiter, und doch war alles so anders geworden.

Noch immer kamen die Glosfower Damen täglich mit Rolf und seinen Gästen zusammen. Naturgemäß war das Brautpaar jetzt hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt.

Die Komtesse ahnte nicht, daß es zwischen Rolf und Sanna etwas gegeben hatte.

Hans hatte indes Rolf teilnehmend gefragt, ob es zu einer Aufsprache gekommen sei. Da hatte Rolf erwidert:

„Frage nicht, Hans. Nur so viel will ich Dir sagen: Ich habe um Sanna angehalten und sie hat mich zurückgewiesen, weil sie fürchtet, ich komme nicht darüber hinweg, was mit ihren Eltern geschehen ist. Trotzdem liebt sie mich. Ob ich sie jemals anderen Sinnes machen kann, weiß ich nicht. Vorläufig muß ich mich fügen. Wenn Du mir eine Wohlthat erweisen willst, jorge dafür, daß Anies Aufmerksamkeit von uns abgelenkt wird.“

Danach hatten sich die Freunde stumm die Hand gedrückt und nicht mehr davon gesprochen.

Das Brautpaar hatte genug zu tun mit Zukunftsplänen aller Art, und die beiden Mütter waren natürlich stark daran beteiligt. So waren Rolf und Sanna viel aufeinander angewiesen. Sie verkehrten scheinbar ruhig und freundschaftlich, wie früher, miteinander. In Rolfs Wesen prägte sich Sanna gegenüber eine zarte, schonungslosse Aufmerksamkeit aus, und in ihren Augen lag es immer wie eine stumme Bitte, als müsse sie ihn um Verzeihung anflehen, daß sie Schmerzen in sein Leben brachte. Er mußte oft die Zähne zusammenbeißen und seinen Blick gewaltiam von ihren blaffen, rührenden Gesicht losreißen, um seine Fassung nicht zu verlieren.

Als der Urlaub von Hans von Seltz zu Ende ging, rüsteten auch die Gräfin Landa und Komtesz Lanie zur Abreise. Die Hochzeit des jungen Paares sollte im Dezember stattfinden und bis dahin gab es allerlei Vorbereiten.

Rolf veruchte nicht, seine Verwandten länger zu halten. Im Herzen war er froh, daß sie jetzt abreißen, denn er verlangte selbst fort von Gerlachshelm. Es war ihm unmöglich, auf die Dauer in Sannas Gegenwart seine Ruhe zu bewahren. Er wollte einige Zeit auf Reisen gehen und versuchen, draußen in der Welt das seelische Gleichgewicht wieder zu finden. Wenn er dann wiederkam, war es ihm vielleicht eher möglich, ihr ruhig zu begegnen.

Nach einer kleinen Abschiedsfeier reiste die Gräfin mit ihrer Tochter und deren Verlobten ab.

Einige Tage darauf machte Rolf den Daimen in Glosfow einen Besuch und gab dabei seine Absicht kund, einige Wochen auf Reisen zu gehen.

Sannas Gesicht überzog sich mit einer jähen Blässe. Sie wußte, daß sie es war, die ihn hinaustrieb.

„Da wird es mit einem Male sehr still um uns her,“ sagte Frau von Seltz ahnungslos. „Ich fürchte, liebe Sanna, daß Sie die Langeweile dann sehr plagen wird.“

Die junge Dame vermochte nicht zu antworten und nickte nur stumm mit dem Kopfe. Und endlich quälte sie einige Worte hervor.

„Wann werden Sie reisen, Herr von Gerlach?“ Er sah sie an und atmete tief und schwer.

„Uebermorgen wahrscheinlich. Ich werde vorher nicht noch einmal nach Glosfow kommen können, da ich noch viel zu erledigen habe. Deshalb will ich schon heute Abschied nehmen.“

„Dann reisen Sie mit Gott, Herr von Gerlach,“ jagte Sanna tonlos und reichte ihm die kleine, kalte Hand, die in der seinen zitterte.

Ihr Anblick zerriß ihm fast das Herz und als Frau von Seltz in diesem Augenblick in das Nebenzimmer trat, um ein Tuch umzunehmen, fragte er leise, mit heiserer Stimme:

„Muß es sein, Sanna? Ein einziges Wort von Ihnen hält mich fest, das wissen Sie.“

Mit einem trostlos wehen Blick sah sie ihn an und mit all der Liebe, die sie für ihn fühlte.

„Ich kann es nicht aussprechen, dies Wort, obwohl ich weiß, daß ich Sie ganz verlieren werde.“

Er preßte ihre Hand an seine Lippen.

„Nein, nein, ich will ja nur versuchen, ruhiger zu werden. Sie wissen nicht, was es mich gekostet hat in dieser Zeit, Ihnen mit äußerlicher Ruhe entgegenzutreten. Meine Liebe ist nicht wunschlos und ergehen, wie die Ihre. Sobald ich meiner wieder sicher bin, kehre ich heim — als Ihr treuer Freund, solange Sie mir keinen anderen Namen geben wollen. Leben Sie wohl, teure Sanna. Gott schütze und behüte Sie.“

Sie drückte seine Hand.

„Leben Sie wohl und kehren Sie gesund heim.“

Frau von Seltz kam zurück. Auch von ihr verabschiedete sich Rolf nun in herzlicher Weise. Noch einen Kuß drückte er dann auf Sannas Hand und ging. Von der Tür aus warf er noch einen Blick auf die schlante, stille Gestalt am Fenster; einen Blick, der sie ihm nachzog mit magnetischer Kraft.

Sie umklammerte eine Sessellehne, als müsse sie sich daran halten.

„Küße ihn zurück, halte ihn — er geht vielleicht für immer,“ schrie es in ihrer Seele auf.

Aber die blaffen Lippen preßten sich aufeinander und ihr Fuß wurzelte am Boden.

Vom Fenster aus sah sie ihn auf sein Pferd steigen. Noch einmal grüßte er stumm, mit einem flehenden Blick zu ihr herüber und dann jagte er davon, wie auf der Flucht vor sich selbst.

Sanna war zornig, als verfinke die Sonne für alle Zeit und die Welt läge dunkel und kalt vor ihr.

Sie krampfte die Hände zusammen. „Warum muß ich mir so namenlos leiden, was habe ich getan, daß ich ausgestoßen bin aus den Reihen der Glücklichen?“ fragte sie sich und eine trostlose Bitterkeit füllte ihre Seele. Mehr als alles andere schmerzte sie aber der Gedanke, daß sie Rolf hatte wehretun müssen.

„Wäre ich doch nie nach Glosfow gekommen, wäre ich in dem düsternen, kalten Professorenhaufe geblieben und hätte dumpf und stumpf mein Leben weitergeschleppt. Dann wüßte ich doch nicht, wie schön und herrlich das Leben sein kann, dann hätte mich nicht das Glück lodend mit dem Flügel gestreift und ich hätte Rolfs Frieden nicht gestört. Wehe mir — die Sünden der Väter werden heimgesucht an der Kindern. Vater im Himmel, kannst du so grausam sein? Ist dieser Spruch eines allgütigen Gottes würdig? Hilf mir doch, hilf mir! Ein Wunder tue an mir, Vater im Himmel, laß ein Wunder geschehen, das mich rettet aus meiner Not. Nimm den Mafel von mir, der mich zu Boden drückt und den Frieden und das Glück eines geliebten Menschen zerstört. Tue ein Wunder, barmherziger Gott, hilf mir, hilf mir und ihm, den ich liebe, so namenlos liebe, daß ich lächelnd für sein Glück sterben würde.“

So stieg es im heißen Gebet aus ihrer Seele empor zum Himmel, ein Gebet, das ihr die heiße Not ihres jungen Herzens expresse. Wie zerbrochen laut sie in einen Sessel.

Wochen vergingen. Von Rolf von Gerlach drang keine Kunde nach Glosfow. Der Herbst war ins Land gezogen und Heerfurt hatte lachend erklärt, es habe seit langen Jahren nicht eine so gute Ernte gegeben.

„Man merkt doch, daß das Auge des Herrn die Mühe fett macht,“ hatte er zu Sanna gesagt. Sanna lächelte zu diesen Worten.

„Ich habe wenig genug dazu getan, lieber Herr Verwalter.“

Weder Frau von Seltz noch der Verwalter und seine Frau waren mit Sannas stillem, ernstem Wesen zufrieden. Aber sie glaubten, es fehle ihr nur an heiterer Gesellschaft. Es war ja jetzt leider wieder so still in Glosfow geworden und die junge Herrin hatte so wenig Unterhaltung und Freude.

Zuweilen kamen Briefe von Lanie an Sanna. Jedes Wort darinnen spiegelte ihr junges, bräutliches Glück wider. Und einmal hieß es dann in einem solchen Briefe:

„Du mußt natürlich unser Hochzeitsfest mitfeiern, liebe Sanna. Du sollst eine meiner Brautjungfern sein. Kommt mit Mutter Seltz schon einige Tage früher zu uns, als die übrigen Hochzeitsgäste, damit wir noch etwas voneinander haben. Hans nimmt natürlich erst im letzten Augenblick Urlaub, weil wir dann möglichst lange Zeit für unsere Hochzeitsreise haben wollen.“

Auf diese Einladung antwortete Sanna:

„Liebste Lanie! Du hast mich sehr erfreut durch Deine Einladung zu Eurer Hochzeit. Aber ich kann dieselbe nicht annehmen. Du hast es gut mit mir gemeint, das weiß ich. Aber bedenke, was meine Anwesenheit für peinliche Lagen ergeben könnte. Ihr verkehrt bei Hofe und auf Deiner Hochzeit werden natürlich auch Hofstreife vertreten sein. Dahinein darfst Du mich nicht bringen, meine herzliche Lanie. Es würde Euch vielleicht — nein, ganz gewiß — übel vermerkt werden. Du weißt ja, daß ein Mafel auf meinem Namen ruht. Es wäre eine Dual für mich und ein unnötiger Heroismus für Euch. Habe herzlich Dank für Deinen guten Willen, Deiner lieben, verehrten Mutter küsse ich dankbar die Hände. Mutter Seltz wird mir dann alles erzählen, wie schön es war. Mich aber laßt in meinem stillen Glosfow. Ich passe nicht in die große Gesellschaft. Wenn Du später mit Deinem jungen Gatten zu Besuch nach Gerlachshelm kommt und Ihr mir dann noch mit der alten Freundschaft begegnen werdet, dann will ich mich dankbar darüber freuen. Das werden Feiertunden für mich sein und die Erinnerung an die schönen Stunden, die ich mit Euch verleben durfte, erhellen meine einsamen Tage.“

Bei diesem Entschluß blieb Sanna auch, trotzdem Lanie noch einige Male versuchte, sie umzustimmen.

Im Grunde mußte die Komtesse Sanna recht geben, aber es tat ihr so furchtbar leid, daß diese ihre Jugend so freudlos vertrauen sollte.

Sie konnte sich so gar nicht denken, daß Sanna an dem stillen, einsamen Leben in Glosfow Genüge fand.

In Wahrheit machte ja Sanna auch nur aus der Not eine Tugend. Die Einsamkeit lastete oft schwer auf ihr und dann trieb es sie hinaus in den Wald, bis an die See hinaus.

Oft stand sie oben am Steilpfad der Trollschlucht, an der Stelle, wo Komtesz Lanie ihr Glück gefunden hatte, und schaute mit sehnsüchtigen Augen über das Meer hinaus.

Ihre einzige Abwechslung war der Bau ihres Kinderheims, der unter Dach war und seiner Vollendung entgegenwuchs. Sie vertiefte sich in die Pläne und in alle Einzelheiten, wie sie sich den Betrieb dachte. Allerhand Verhandlungen mit Ärzten und Behörden waren angeknüpft worden und sie sah schon jetzt ein, daß nicht alle Kinder würden Aufnahme finden können, die sich anmelden ließen.



Als nachher regnerische und rauhe Herbsttage kamen, die Sanna mehr als sonst an das Zimmer fesselten, wurde ihr die Zeit oft lang und sie suchte sich allerlei Beschäftigung.

So war wieder einmal ein grauer, stürmischer Regentag. Sanna stand am Fenster ihres Zimmers. Es war daselbe, das früher ihre Mutter benutzt hatte. Die Einrichtung dieses Zimmers war im Stil Louis XIV. gehalten. Reizende Möbel mit kunstvollen Einlagen, ein lichter, mit heiteren Kinderzügen bemalter Plafond, ein schöner, bis zur Decke reichender Marmor-Kamin, Vorhänge und Möbelbezüge, sowie die Wandbepannung in febrigrünem Seidendamast und ein großer, weicher Teppich, der den Parkettfußboden fast ganz bedeckte, einten sich zu einem Ganzen von entzückender Wirkung. Dies große, helle Zimmer hatte entschieden die köstlichste und reizendste Ausattung in ganzen Hause. Es war ein Frauengemach von seltener Schönheit und Stilleinheit, bis auf die auserlesenen kostbaren Nippes.

Draußen regnete es unaufhörlich und der Wind peitschte die schweren Tropfen an die Fenster.

„Sie rinnen wie Tränen herab,“ dachte Sanna melancholisch.

Am Kamin flackerte ein helles Feuer. Das erhöhte die Traulichkeit des Raumes im Gegensatz zu dem trostlosen Wetter draußen.

Seufzend wandte sich Sanna vom Fenster ab und schritt im Zimmer auf und nieder. Sinnend blieb sie bald hier, bald dort stehen, betrachtete aufmerksam die kleine, kostbare Stuhlsuhr aus Bronze auf dem Kaminsims und die rechts und links davon stehenden Porzellanfigürchen, einen Schächer und eine Schächerin darstellend und ließ sich dann in einem Sessel am Kamin nieder.

So einsam und verlassen kam sie sich heute vor. Mutter Seltz hatte sich zurückgezogen. So fühlte sie sich wie verloren in der Welt und hatte doch schon genug einsame Stunden erlebt.

Ihr graute vor dem Leben, das sich nun weiter so abspinnen würde. Wo mochte Kolf von Gerlach weilen? Sie sah mit großen, sehnfüchtigen Augen in die Glut des Kamins, die rote Lichter über sie dahinstreute und ihr weißes, weiches Hauskleid mit rosigem Schein beleuchtete.

In Lannes letztem Brief hatte diese geschrieben, daß sie einen Startengruß von Kolf aus Nervi bekommen habe und daß er auf dem Wege nach Nizza sei.

Ob dort die Sonne schien? Sie fröstelte zusammen und seufzte tief auf. Ihr war zumute, als habe sie die Sonne schon seit einer Ewigkeit nicht gesehen.

„Wenn ich auf Reisen gehen würde? Ob ich da nicht auch im Sommerchein leben könnte?“ dachte sie.

Und sie erwog den Gedanken nach allen Seiten. Sie hatte noch so wenig von der Welt gesehen. Warum sollte sie so ruhig in Glosow bleiben? Kolf von Gerlach war auch in die Welt hinaus, um sich zu zerstreuen und abzulenken. Konnte sie das nicht auch tun?

Mutter Seltz war noch rüstig und kräftig genug, sie zu begleiten. Da draußen kannte sie kein Mensch, da konnte sie untertauchen im Strom der Fremden.

Warum war sie noch nicht auf diesen Gedanken gekommen? Wenn sie wollte, konnte sie gleich heute abreisen, kein Mensch konnte sie hindern.

Sie sprang auf, wie überwältigt von diesem Gedanken. Aber dann blieb sie plötzlich wieder stehen.

„Und wenn dann Kolf von Gerlach heimkommt, getrieben von seiner Sehnsucht nach Dir, und er findet Glosow leer?“

Sie presste die Hände aufs Herz. Nein, nein, nicht fort von Glosow. Es war ja nur die Sehnsucht nach ihm, die sie hinaustrieb, die ihr die Einsamkeit so schwer und lastend erscheinen ließ. Wenn er wieder in Gerlachsherrn

war, wenn sie ihn zuweilen sehen konnte, dann war alles anders, dann war es in Glosow doch am schönsten auf der Welt. Ach, wenn er ahnte, wie schmerzlich sie sich nach dem Anblick sehnnte, er hätte keine Ruhe mehr da draußen. Nein, sie konnte nicht fort, die Soffnung, ihn bald wiederzusehen, hielt sie fest. Müde ließ sie sich an dem kleinen zierlichen Schreibtisch nieder. Was war das für unpraktisches, niedliches Dingelchen? Sie benutzte ihn nie. Drüben in ihrem Arbeitszimmer hatte sie einen großen, praktischen Diplomaten-Schreibtisch stehen. Dies hier war ja nur ein kostbares Spielzeug.

Sie betrachtete aufmerksam die kunstvollen Einlagen. Wie wundervoll war zum Beispiel an dem Aufsatz die zierliche Sternentafel aus feinen Perlmutterblättchen gearbeitet.

Und wie sie diese Sternentafel betrachtete, stuzte sie plötzlich und ein grübelnder Ausdruck kam in ihr Gesicht. Diese Sternentafel hatte ihr doch schon irgendwie eine besondere Aufmerksamkeit abgibtigt? Wann war das doch gewesen — bei welcher Gelegenheit?

Sie stützte den Kopf in die eine Hand und mit der andern glitt sie, wie streichelnd, über die Kante hinweg. Und wie sie so auf ihre Hand blickte, stand plötzlich ganz klar und deutlich jener Traum in ihrer Erinnerung, in dem ihr die Mutter erschienen war und ihre Hand ebenso, wie sie jetzt selbst, über diese Sternend hatte gleiten lassen.

Angeregt richtete sie sich empor und starrte auf die Sternentafel. Und wie unter einem Zwange glitt sie mit der Hand von einem Sternchen zum anderen, gleichsam zählend auf jedes einen besonderen festen Druck ausübend.

So war sie fast bis zur Mitte der Kante gelangt, als plötzlich ein leise schnappendes Geräusch wie von einer springenden Feder ertönte. Zugleich sprang, ganz wie in Sannas Traum, ein schmales Fach auf, ein kleines Geheimfach, wie man sie in alten Schreibtischen oft findet.

Sanna zuckte erschrocken zusammen. Wie seltsam das war!

Ihr Traum bekam durch diesen Zwischenfall eine ganz seltsame Bedeutung. Fast furchtbar, aber doch ohne Bedenken sagte sie in das schmale Fach. Es war kaum groß genug, daß ihre Hand noch darin Platz hatte. Und es lag nichts darin, als ein kleines Buch.

Sie zog es heraus. Es war in rotes Saffianleder gebunden und auf dem Deckel war in goldenen Buchstaben das Wort: „Tagebuch“ geprägt.

Langsam, bis ins Herz hinein erregt und fassungsgelos, schlug sie den Deckel auf. Und da stand in feiner, zierlicher und doch sehr deutlicher Schrift: „Freifrau Bettina von Glosow geb. Freiin von Sadan.“

Das war der volle Name von Sannas Mutter.

Eine Weile sah die junge Dame reglos darauf nieder. Ein Tagebuch ihrer Mutter. — Und auf dieses Tagebuch hatte sie die Traumgestalt ihrer Mutter damals so eindringlich aufmerksam gemacht. Sollte das einen tieferen Sinn haben? Gab es wirklich Dinge zwischen Himmel und Erde, die eine übernatürliche Bedeutung hatten?

Das Tagebuch ihrer Mutter! Ein Tagebuch schreibt man nur für sich selbst, es ist nicht für fremde Augen bestimmt. Durfte sie darin lesen? Eigentlich nicht — und doch — sie wußte so wenig von ihrer Mutter, von ihren Eltern, und hier lag ein Buch vor ihr, das ihr vielleicht mancherlei Aufschluß gab über vergangene Dinge. Sollte sie es ungelesen wieder an seinen Platz legen? Nein, die Traumgestalt der Mutter hatte sie selbst auf dies Buch aufmerksam gemacht, hatte sie gleichsam aufgefunden, von dem Inhalt dieses Geheimnisses zu nehmen. Es war kein Vertrauensbruch, keine Pietätlosigkeit, wenn sie las, was die verstorbene Mutter aufgeschrieben hatte. Jedes Wort würde ihr ein Heiligthum sein.

Sie konnte nicht widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Das blaue Band.

Von Fritz Müller.

Wie soll man sich zum blauen Bande stellen? Um, es kommt darauf an. Es gibt verschiedene blaue Bänder. Da wäre zunächst ein blaues Band, das unsere Liebste trug, das unserer Kinderjungens Liebsten sich um den blonden Haarzopf schleifte — ich weiß noch, wie lustig die seidenblauen Bänderenden in den Winden flatterten ...

Nein, nicht dieses blaue Band. Ich bitte euch, wer spricht denn heute noch von blauen Liebesbändern —

Dann weiß ich noch ein anderes blaues Band, das ihr es französisch: Le cordon bleu, sagen sie hinter den Vogesen und verleihen es der Köchin, die am besten kocht.

Das ließe sich schon eher hören, zum mindesten ist es substantieller. Aber noch nicht, wie soll ich sagen — noch nicht aktuell genug. Habt ihr denn nie von einem dritten blauen Band gehört, dem blauen Bande, das von England ausging, The blue ribbon, nach dem ein Hengst ist und Jagen? So will ich euch seine Geschichte erzählen, wenn ihr Zeit habt, die Geschichte vom blauen Band.

Also dieses blaue Band bekam der Mast auf dem Schiff, das am schnellsten durch den Ozean fuhr. The blue ribbon ging von einem Schiff zum andern. Erst waren sie alle englisch, diese Schiffe. Das erste war ein Fehnknotenschiff. Zum Laden — das haben sie damals schnell geheizen. Dann entriß es diesem Schiff ein Dreizehnknoten. Darauf mit einem scharfen Sprung ein sechszehnknötiger Ozeanrenner. Und beim Siebzehnknötigen, dessen Mast das blaue Band umschlang, da war es, daß ein Dichter die Bezeichnung „Windhund des Meeres“ prägte. Und reihum weiter wanderte das blaue Band, das vielbegehrte, heizumstrittene. Ganze Völker waren an der Jagd beteiligt. Das war eine Freude rechts und ein Jammer links, als hinter zwanzig Knoten das blaue Band von England über den Kanal flatterte.

Nun ging erst recht das Jagen an. Herunter glitt das blaue Band vom Mast und legte sich beklemmend Kapitän auf die Brust: Fahrt zu, Fahrt zu, heizt die Kessel, bis sie glühen — das Band, das blaue Band, wir müssen's wieder haben! Was sagt ihr — der Eisberg? Der Teufel soll den Eisberg holen, wenn das blaue Band dahinter schimmert!

Und dann war es, daß das blaue Band pfeilschnell durch die Schiffsleute hinterstieß über Treppen und Gestänge, daß es den Seizern um die Ohren knallte: Vorwärts, vorwärts, schaufel ein! Daß es um die Kessel schwirrte, bis sie rot vor Zorn erglühten. Daß es im Manometer die Dampfdruckfäden schob und zerte, bis das blaue Band den roten Explosionsstrich überdeckte ...

Und wenn dann der Kessel barst, und wenn dann der Eisberg einen Schiffsteil aufriß, wie man eine Naht aufreißt, so sahen sie den Kessel und den Eisberg, nicht das blaue Band.

Und über das vergurgelnde Schiff wehte das blaue Band weiter überm Ozean.

Serüber und hinüber flatterte es zwischen den Nationen, ohne Mast und Ruh. Und wenns des Meeres überdrüssig war, so flogs aufs Land. So tauschte es den Mast mit rauchenden Kaminen: In der Fabrik ertand soeben eine neue Schraube, die den besten Schiffen ein paar neue Knoten zu legt; oder es wehte blau durchs offene Fenster in ein Erfindenzimmer und legte sich um eine hohe Stirne, jaht im Augenbilde, wo daraus die Lösung einer neuen Dampfurbine sprang.

Das blaue Band sah einen langen Weg zurück. Weit um die Erde ging der unerbittlich schnur gerade Weg. Meilensteine standen klozig an den Mäandern — fünfundzwanzig Knoten — sechszwanzig Knoten — siebenundzwanzig Knoten ... Was lag daran, daß da und dort ein Meilenstein auch eine Grabinschrift auf seiner anderen Seite trug?



Als ob die Leichensteine nicht an jedem Fortschrittswege stehen müßten!

Und ein Fortschritt war es, als der dreißigknotige Schiffskoloz dem blauen Bande seine Reiverenz erwies. Als der Fünfhundertdreißigknotige den Golfstrom schnitt, und als das Vierzigknotenschiff mit schwarzem, schwerem Atem den Wendekreis des Krebses heraufstiehte.

Nun gabs kein Halten mehr im Rasen. Erfindung auf Erfindung holte sich das blaue Band aus den Gehirnen. Wütend, immer wütender peitschte es die Meere und die Menschen: Fünfzig Knoten, sechzig Knoten, siebzig Knoten...

„Und ich gebe eher keine Ruh,“ jagte Mister Hobbledihoi, „als bis mein „Dunderer“ fünfhundert Kilometer in der Stunde macht.“

Und Mister Hobbledihoi war der Mann, das durchzugehen. Und eines Tages fauchte sein „Dunderer“ wie ein Geißboß übers Meer. Am Bug, das blaue Band, es ringelte sich vor Freude und schrieb die Zahl 500 in die zerschnittenen Lüfte.

Fünfhundert Kilometer in der Stunde waren überschritten.

„Und ich gebe eher keine Ruhe,“ jagte Brinkmann, der Schiffsmagnat, „bis mein „Blitztrahl“ die drei Nullen mit dem Einfers vorne aus den Wassern Holt.“

Und Herr Brinkmann war der Mann, das wahr zu machen. Ein Heer von Ingenieuren hegte er mit Geld und Ehren. Ein Volk verfeuerte er zu wütender Begeisterung. Ein Kohlenbergwerk warf er in sein Schiff und zwang es zu den tausend Kilometern in der Stunde. Das war in einer Nacht, als an Bord die tausend Lichter glänzten. Im Luftschiff drüber sahen es die Leute. Und es war ihnen, als stütze eine riesige Sternschnuppe durch den Weltenraum.

Auf der Kommandobrücke stand der Schiffsherr Brinkmann neben seinem Kapitän. Der Kapitän las beim Scheine einer Glühlampe den Geschwindigkeitsmesser ab und legte salutierend seine Hand an die Rüste.

„Ich gratuliere, Herr Brinkmann,“ jagte er, „der Zeiger hat die Tausend überschritten. Darf ich es der Welt verkünden?“

Brinkmann nickte. Es war ein eisernes Nicken.

Und als jetzt der Kapitän auf einen Knopf drückte, zerriß ein ungeheurer Pfiff die Lüfte. Der sollte es der Menschheit jagen, daß eine Riesentat vollbracht war. Eine Tat, die dieser Eisenmensch auf der Brücke in die Welt warf.

Der?
Ein blaues Band kam auf den Schwingen jenes Pfiffes herangeplakert:

„Wir galt der Pfiff,“ rasselte das Band, „ich danke...“ Und dann ergriff es von dem Schiff Besitz. Und geruhig sah es, wie im nächsten Hafen unter ihm die Kräne und die Sträuße sich zu Bergen häuften, wie die Weibereden stiegen, wie die verstockte Menschheit sich vor Hochmut in die Brust warf...

Und noch während dem Gerede drunten schaute das blaue Band am Mast nach neuen Siegen aus. Die kamen. Die stampften gleichmütig über den Schiffskoloz und seinen Herrn. Das war an jenem Tage, als Mister Hobbledihoi die bis dahin allgewaltige Kohle aus seinem neuen Schiffe „Zeitlos“ warf und die elektrischen Ströme, die ver-schwiegen die Erde umkreisten, zwang, seinen „Zeitlos“ um die Erde zu jagen. Das war, als Mister Hobbledihoi „Zeitlos“ beim Sonnenaufgang forschob gegen Westen. Das war, als fünf-

zehnhundert Kilometer in der Stunde überschritten wurden. Das Wasser kochte vorn am Bug, der die Längengrade in sich hineinfräß. Das Wasser kochte hinten am Kiel, wo die Schrauben wahnsinnig geworden waren. Weit und breit kein kleinstes Fischlein in der Wasserwüste — sie waren vor dem Donnergang des „Zeitlos“ jäh gelassen. Die schnellsten Vögel riß der Luftwirbel aus ihrem Reich, ihre plattgedrückten Leiber klebten vorn am Bug.

„Mister Hobbledihoi,“ jagte der Kapitän, „Brinkmann ist geschlagen.“

„Ich weiß es und ich ehre ihn, denn ich stehe auf seinen Schultern.“

In diesem Augenblick kam der König auf die Brücke. Und es war der König, welcher sich verneigte vor dem Schiffsführer und ihm eigenhändig ein blaues Band ins Knopfloch seines Rockes schlang. Nein, schlängen wollte. Denn ein Windstoß kam und riß es in die Lüfte.

„Wenn wir am Land sind, habe ich ein anderes,“ sagte der König; „nur eine Frage hätte ich.“

„Bitte, Majestät.“

„Warum hießen Sie Ihr Schiff den „Zeitlos“?“

Der Schiffsherr wies stumm nach der noch

Aus dem Oberelsaß.



Eine Bagagekolonne passiert den Marktplatz von Sulz.

immer aufgehenden Sonne, die seit geraumer Zeit nicht um einen Zoll höher gegangen war am Horizont.

Der König verstand nicht gleich.

„Das bedeutet?“ wandte er sich fragend an den Kapitän.

„Das bedeutet,“ sagte dieser, „daß unser Schiff sich mit der gleichen Geschwindigkeit von Osten nach Westen bewegt, als sich die Erde in der umgekehrten Richtung um sich selbst bewegt, Majestät!“

„Und somit,“ ergänzte der Schiffsherr ruhig, „somit kann es auf unserem Schiff nicht — nicht später werden, solange wir nach Westen fahren.“

„Und auf unserem Schiff wird es immer Sonnenaufgang sein,“ jagte der Kapitän.

Lange schwieg der König. Dann sagte er:

„Ich hatte einen Vorfahren, der von sich sagen konnte, in seinem Reiche ginge nie die Sonne unter. Ihr habt sein Reich zusammenschrumpten lassen auf ein stampfendes Schiff. Auch auf euren Schiffe geht die Sonne nicht mehr unter. Meinem Vorfahrts Reich — und euer Schiff — meine Herren, mich dünkt, wir könnten uns die Hände reichen...“

* * *

Hier brach der Erzähler ab. Der zu seinen Füßen saß und horchte, sagte traumverloren:

„Aber dann würden ja die Menschen auf diesem Schiffe auch nicht — nicht älter werden können?“

Der Erzähler lächelte.

Der König „Zeitlos“ hallte über die Erde. Die Menschen rissen sich um einen Platz in den Kuffen.

„Man altert nicht auf diesem Schiffe,“ riefen sie, „die Uhr des Lebens kann nicht einen Pendelschlag auf diesem Schiffe tun. Auf seinen Planken hat die Zeit die Macht verloren, nicht eine Kugel kann sie neu auf unserm Gesicht ziehen.“

Um solches zu erlangen, war ihnen nichts zu teuer. Und die Schiffswerften der Erde bauten Tag und Nacht an neuen „Zeitlos“-Schiffen.

Und in den Häfen drängten sich die Menschen:

„Wir wollen zeitlos werden, zeitlos!“ schrien sie und stürmten auf die Schiffe...

Aber da war es, daß eine neue Nachricht die aufgeschreckte Welt durchzitterte:

Brinkmann, der Besiegte, hatte sich erhoben. Brinkmann, der Besiegte, hatte ein neues Schiff gebaut. Das hieß er, „Die Vergangenheit“.

Warum denn „Die Vergangenheit“? Die Antwort spielte der Telegraph um die Erde:

Das neue Schiff läuft schneller als der „Zeitlos“, also schneller auch, als sich die Erde um sich selbst bewegt. Mithin...

Die zum ersten Male auf der „Vergangenheit“ fuhren, konnten sich vor Staunen gar nicht fassen:

Eben, bei der Abfahrt, war die Sonne im Westen in das Meer gesunken. Los schnellte das Schiff vom alten Kontinent, wie vom Himmelsbogen ein Pfeil, den der Allmächtige in den Weltenraum hinauschießt.

Und, o Wunder, da sah man die untergegangene Sonne wieder zurückgehen, wieder aus dem Meere aufwärtstauschen, wieder zu einem neuen Nachmittage, nein, einem schon vergangenen Nachmittage rückwärtswandern..

Die Menschen auf dem Schiffe wurden nicht älter. Die Menschen auf dem Schiffe blieben auch nicht stehen in der Zeit.

„Wir werden jünger — jünger — jünger!“ riefen sie in überquellender Begeisterung.

„Wir wandern in unsere eigene Vergangenheit hinein!“ schrien sie.

Und so war es.

Die Menschheit, die nicht sterben wollte, flüchtete sich auf das letzte Riesenschiff, auf „Die Vergangenheit“. Kaum daß sie abgestoßen waren vom Gestade der Gegenwart, schwenkten sie die Güte, schwenkten sie die Tücher:

„Wir fahren in unser Jugendland, in unser Jugendland zurück!“

Das war ein sonderbares Rückwärtstauschen in die Vergangenheit.

Da hatte man eben zärtlich Abschied genommen von den Seinen, als man über die Schiffstreppe heraufstieg. Und gleich darauf durchlebte man die Abschiedszärtlichkeit von neuem.

Da hatte man ein großes Glück genossen vor der Reize. Und gleich darauf wiederholte sich zwangsläufig alles Glücksgefühl von rückwärts.

„Wie ist mir denn?“ sagten die Passagiere der „Vergangenheit“, „hatte ich diesen Gedanken nicht schon früher einmal gefaßt?“

Und die, welche weiße Haare im Vollbart hatten, sahen mit Erstauern das vergangene Schwarz von neuem aus den Spitzen in die Höhe



gehen, und das vertriebene Weiß verkroch sich in die Wurzel.

Und was das Sonderbarste war! Sie erlebten jetzt die Wirkung vor der Ursache.

Eines Jungen Wangen fingen rot zu brennen an. „Ah“, heulte er, „ah“, und hielt sich die Wade. Und danach erst bekam er von seinem Vater die Ohrfeige, und wieder danach beging er jenen Streich, für den die Ohrfeige vermeint war. Alles war jetzt umgekehrt wie früher.

Erst kam die Sättigung, und wenn man trotzdem ab, so stellte sich der Appetit am Schluß ein. Man gab sich einen Kuß und fragte danach erst, ob man sich einen geben dürfte. Man legte sich des Morgens ausgeruht ins Bett und schlief sich müd zum Abend vor, stand auf und fing die Arbeit an und wurde munter, immer munterer. Man machte die Entdeckung, daß man mit einer Arbeit fertig war, und war im Handumdrehen erst am Anfang, wo man an dem Federhalter kante...

Wieder stand Brinkmann neben dem Kapitän auf der Schiffsbrücke.

„Es ist sonderbar,“ jagte der Kapitän, „ich habe darüber nachgedacht und finde, daß jetzt die

„Kapitän, Kapitän, nun hat uns dieser dennoch überwunden!“ schrie er.

„Wie so?“

„Zum Teufel, verstehen Sie denn nicht: So oft sich dieser Mensch auf dem Klavierstuhl herumgedreht hat, so oft sich seine Beine einmal um die Polachse geschlenkelt haben, hat er daselbe getan, daselbe, daselbe, was wir —“

„Was wir in einer Erdumschiffung taten — in der Tat, das hat er, und bei jeder Drehung wird er in viel, viel kürzerer Zeit um einen Tag jünger, als wir es auf unserer „Vergangenheit“ jemals werden können.“

Und dann sahen sie mit ihrem Fernglas, wie der Mann sich auf dem Klavierstuhl schneller drehte, immer schneller.

„Weiß Gott,“ schrie Brinkmann, „jetzt ist er gut um dreißig Jahre jünger, als ich ihn das letzte Mal sah.“

„Nein um vierzig,“ jagte der Kapitän.

„Ein Junge ist er jetzt, ein Junge!“

„Wahrhaftig, nicht mal mehr 'n Bart.“

„In den Windeln liegt er, in den Windeln!“

zierlichen Spiralen schaukelte es dem Kapitän zu Füßen. Der hob es auf.

„Meister,“ rief er Brinkmann nach, „Meister, das blaue Band ist vom Mast gefallen — was soll ich tun damit — soll ich's wieder —?“

Der eiserne Brinkmann drehte sich um:

„Das blaue Band,“ jagte er langsam, „— Sie haben ein junges Mädel zu Hause, nicht wahr, Herr Kapitän?“

„Ja, allerdings.“

„Dem flechten Sie's ins Haar, Kapitän...“

Der Ring.

Skizze von Hans Oswald.

Die beiden jungen Leute standen sich am Fenster gegenüber. Sie, die Sechzehnjährige im schwarzen Einjegungskleid, ruhig und würdevoll, wie es sich für junge Mädchen ziemt. Er, der Seminarist, im glänzenden Mod mit altersgrauen Nähten, unruhig am Niesel des Fensters spielend. Sie sprachen nicht miteinander und hörten doch

Gebet um Frieden.

Wir schauen und trauern
Auf dich, o Jehova,
Der Sender und Spender
Des Guten bist du.
O laß unsre Waffen
Den Frieden uns schaffen,
In deiner Hand liegt er,
O schick ihn uns zu!

Es leiden im weiten
Gelände die Deutschen,
Mit Beben erheben
Das Herz sie empör:
„O laß es gelingen,
Den Feind zu bezwingen,
Damit wir dich preisen
In jubelndem Chor!“

Wer schreiet und streitet
In vorderster Reihe?
Er liebe dich und gibst dich
Dir hin als dein Knecht;
Ihm folgen die Söhne —
„Jehova, o kröne
Mit Segen den Kaiser
Und all sein Geschlecht!“

L. S. N.

Welt gerade infolge des rasenden Fortschritts rückwärts geht!

„Ich denke, wir treiben hier keine Philosophie, Kapitän,“ jagte Brinkmann, der Eisenmann.

„Nein,“ jagte der Kapitän, „wir treiben Schnelligkeit, nur Schnelligkeit, und wir selber treiben mitten in der Schnelligkeit, ein wenig hilflos, will mir schei —“

Es knitterte vom Mast. Ein Funkpruch wurde überbracht. Brinkmann las.

„Rasch, Kapitän,“ jagte er, „steuern Sie sofort zum Pol. Ich erhalte hier eine sonderbare Nachricht von meinem alten Feind, dem Mister Hobbledihoi — ich muß sehen, ob das wahr ist...“

Und dann flog die „Vergangenheit“ zum Pol. Der war auf einer Insel. Dort hielt die „Vergangenheit“. Brinkmann und der Kapitän nahmen ihre Fernrohre an die Augen.

„Sehen Sie ihn, Kapitän?“

„Ja, ich sehe Mister Hobbledihoi haaricharj auf der Erdscheibe sitzen.“

„Auf einem Stuhl, glaub ich?“

„Ja, ein Klavierstuhl, der sich ohne Ende dreht. Wie rasend dreht sich der Mensch um die Polachse, warien Sie, von — von Ost nach West —“

Da tat Brinkmann, der Eisenmann, einen fürchterlichen Fluch.

„Und jetzt, Kapitän, was sehen Sie jetzt?“

„Nicht sehe ich gar nichts mehr.“

„Das ist doch nicht möglich — schauen Sie sich näher!“

„Keine Täuschung — leer ist der Klavierstuhl, raittefahl leer.“

„Kreuzteufel, wie erklären Sie das, Kapitän?“

„Wie ich mir das erkläre? Ei, ganz einfach — der Mann hat sich durch die Schnelligkeit über seine eigene Geburt hinausgelebt — weg ist er — nicht mehr wiederkommen tut er.“

„Aber wenn wir aussteigen, Kapitän — wenn wir den Klavierstuhl in der andern Richtung drehen?“

„Was futsch ist, das ist futsch und wird nicht mehr lebendig.“

„Kapitän, drehen Sie um — wir fahren heim.“

„Mit welcher Geschwindigkeit?“

„Mit — mit einer — vernünftigen.“

„Vielleicht fünfzig Kilometer über Erdscheidwindigkeit?“

„Zum Teufel mit der Uebererdgeschwindigkeit — wir fahren einfach fünfzig Kilometer in der Stunde.“

„Sehr wohl.“

Brinkmann wollte gehen. Da löste sich vom Mast ein blaues Band, ein blaues Schleifen. Zu

nichts von den lauten Gesprächen im Nebenzimmer. Dort saßen alle, die gekommen waren, ihre Einsegnung zu feiern.

Die beiden waren ordentlich froh, mal nicht dazwischen sein zu müssen. Sie wollten von hier aus den Sonnenuntergang betrachten. Sie blickten hinaus auf die Straße und den Kanal. In der Mitte des gelben Stromes zog ein schwereladener Steinkahn. Der Schiffer am Steuer stand so still, als sei er selbst ein Stück des Kahns. Am Himmel, an dem den ganzen Tag dunkle Wolken über hellgrauen Grund gejagt, leuchtete es rot auf. Es war nicht das brennende Rot des Mohns, noch das saite Rot des Blutes, sondern jenes leichte, milde Rot des Flieders, das den ganzen Himmel überstrahlte. Auch den qualmigen Stadtdunst durchzitterte rötlicher Schimmer. In die vom Kanal und den Lagerplätzen aufsteigende Dämmerung drang dieser Schimmer und umkleidete die Holzstapel, die Kohlenhaufen und Käbne mit zitterndem Leuchten.

Auch ihr Gesicht schien von dieser Rote beklart. Ihre Augen leuchteten in stiller Begeisterung, wie von einem Zauber gebannt starrte sie hinaus.

Er sah von all dem da draußen nichts. Seine Augen suchten nur das Widerspiel des Sonnenunterganges auf ihrem Gesicht. Als sie ihre kleine,



mausgewaschene Hand hob, um sich über die Haare zu streichen, fragt er erschrocken:

„Wo hast Du denn den Ring?“

Sie sah verwirrt ihre Hand an. Dann begann sie sich:

„Ich — ich weiß nicht... Abgelegt habe ich ihn doch nicht?! Vorhin, beim Waschen, hatte ich ihn doch noch... Er muß hier irgendwo liegen...“

Sie bückte sich und suchte. Er fauerte sich gleichfalls auf der Erde nieder. Sie guckten in alle Ecken, hoben den Teppich auf, suchten mit einem Schirm unter dem Piano und den Spinden herum und fanden den Ring doch nicht.

Sie ging verärgert ins Nebenzimmer, wo eben die Lampen angezündet wurden. Unruhig schritt sie von einem zum andern und suchte heimlich den Fußboden ab. Als sie an ihrer Mutter vorbei kam, rief sie ihr zu:

„Aber Maus, was ist Dir denn? Wie siehst Du denn aus?“

„Mama — der Ring ist fort, den mir Otto heut' früh geschenkt hat. Ach, ich hab' solchen Schrecken bekommen...“

„Du bist aber auch ein zu hübschriges Ding!“ schrie die Mutter. Und ihre hagere, knochige Gestalt aufrichtend, zankte sie weiter:

„Mädel, gib' doch acht auf Deine Sachen!“

Ihre ganze bäuerliche Natur kam zum Durchbruch, trotz ihres Seidenkleides, trotz der blinkenden goldenen Uhrkette und des Brillantohrreifers.

Der Vater, ein dicker, rotköpfiger Kohlenhändler, stimmte seiner Frau bei:

„Du darfst aber auch gar nichts haben! Au jud' mal!“

Die ganze Gesellschaft stand auf, leuchtete in die Ecken und kramte die Wohnung um — der Ring ward nicht gefunden.

„Und dabei hat er doch wenigstens 20 Mark gekostet!“ keifte die Mutter. Die Zähne zusammenbeißend und den Arm hochhebend, zischte sie: „Stüter de Ohren müßtest Du was frügen, damit De enblich acht siehst uff Deine Sachen! — Nicht wahr, 20 Mark hat er gekostet?“

„Ach, das wäre ja das wenigste,“ meinte der Seminarist schüchtern. Er schien noch etwas wie einen Vorwurf hinzulegen zu wollen, doch schwieg er.

Maus ergänzte sich das, was er jaget wollte, im Gedanken: „Aber es ist doch ein Geschenk von mir, mit dem hätte sie doch wohl vorsichtiger umgehen können!“

Ihre reinen Augen angstvoll aufreißend, ganz unglücklich darüber, daß sie gar keinen Verteidiger, gar keinen Mitleidigen fand, wollte sie laut aufschluchzen. Hatte sie sich doch am meisten über das Verschwinden des Ringes erschreckt.

„Aber Kinder, macht doch um solchen Quark nicht joviell Gefäß!“ jagte in diesem Augenblick ein älterer Herr, ein Geschäftsfreund ihres Vaters. „Was ist denn an solchem Ding gelegen! Hier...“ Er zog seinen Brillantring herunter und streifte ihn Maus auf den schlanken, feinen Finger. Dann zog er mit einem Kennerblick ihre Hand an die Lippen.

Maus lächelte dankbar. Dies fabelturmäßige Betragen hätte sie dem alten Junggesellen, von dem recht böse Geschichten erzählt wurden, nicht zugezagt. Das war doch was anderes, wie das eitel empfindliche Gebaren Ottos...

Der ältere Herr saß abends bei Tische neben ihr. Er war sehr galant und aufmerksam — nicht so aufdringlich und ungeschickt wie Otto. Als die Tafel aufgehoben wurde, war Maus gar nicht zufrieden — sie hätte noch lange so sitzen mögen.

Die Mutter jagte kein Wort mehr über den verlorenen Ring. Ja, sie tätschelte ihre Tochter sogar und sprach mit ihr wie mit einer Gleichberechtigten...

Nach ein paar Jahren traf der ehemalige Seminarist den älteren Herrn und Maus auf einem großen Balle wieder. Die beiden saßen in einem Nebenzimmer. Der ältere Herr stellte eine

Weinflasche so heftig auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Maus sah jetzt nicht mehr so dankbar zu ihm auf wie damals. Die reinen Augen blickten trübe, matt und furchig. In das glatte Gesicht waren tiefe Furchen geprägt.

„Die Weiber haben dem Manne gar nicht zu sagen! Verstehe? Gar nicht!“ schrie ihr Mann. „Ich trinke, so viel ich will. Ich habe ja sonst nicht auf Erden, Kinder haben wir doch nicht!“

Sie wollte aufspringen und fortlaufen. Da drückte er sie mit seiner groben Hand auf den Tisfel nieder.

„Hier gehörst Du her, verstehe? Du bist doch meine Frau!“

Der ehemalige Seminarist ging mit traurigen Blicken hinaus auf die Terrasse. Er merkte kaum, wie der nächtliche Wind ihm an den Kleidern zerrie...

Kriegs-Allerlei

Der Rekrutierungs-Omnibus.

Die von den Parichern zum beliebten Sport erhobene Drückebergerjagd einerseits und die Verkehrsmittelnot andererseits werden von „L'oeuvre“ in einem zumindest originellen Zusammenhang gebracht. Wie das Blatt schreibt, suchte die Paricher Omnibusgesellschaft den wilden Ansürmen an den Haltestellen dadurch zu begegnen, daß sie numerierte Warzettel ausgab. Jetzt aber sollen diese Zettel aus unerklärlichen Gründen wieder abgeschafft werden, und hierin erblickt „L'oeuvre“ das glänzendste Mittel, um die frontdiensttauglichen Drückeberger ausfindig zu machen und ihrer Pflicht zuzuführen. „Jedermann in Paris wird bemerkt haben, daß die meisten Zivilisten sich eines außerordentlich gesunden Aussehens erfreuen, während die Leute in Uniform häufig schwach und kränzlich aussehen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß dies sich zum Teil dadurch erklärt, daß die Militärpersonen Zivilkleidung, die Zivilisten hingegen das unerlaubte Tragen von Uniformen bevorzugen, so kann doch nicht verhehlt werden, daß es viele regelrechte Drückeberger gibt. Demnach erscheint als erwiesen, daß die von den Herzogen unserer Musterungskommissionen angewandten Prüfungsverfahren nichts weniger als vollkommen sind. Darum raten wir der Militärbehörde, die Aufhebung der Warzettel an den Omnibushaltestellen zu beschließen, da dann der Omnibus geradezu als ideales Rekrutierungsmittel benutzt werden kann. Man läßt nämlich nach beagter Abschaffung eines Tages alle Omnibusse auf allen Linien fahren. Sofort werden sich an den einzelnen Haltestellen die wunderbaren Schlachten entwickeln. Diejenigen aber, denen es gelingen wird, Sitzplätze in den Omnibussen zu erobern und sie allen feindlichen Vorkößen zum Trotz auch zu behaupten, werden als außerordentlich kräftige, widerstandsfähige und kampfesmutige Männer betrachtet werden müssen. Es bleibt dann nichts weiter übrig, als die Omnibusse mit ihren Helden ohne Umweg an die Front zu fahren. Es lebe der Rekrutierungs-Omnibus!...“

Die Gasmaske.

Wohl kein Kriegsinstrument hat eine solche Wertschätzung erlangt wie gerade die Gasmaske. Der Soldat ist untrennbar von ihr, überallhin führt er sie mit sich, auch in die Ruhestellung, in die Etappe, und war einst das Gewehr seine Braut, so hat er die Gasmaske zu seiner Cousine erhoben. Auch das drückt ein ziemlich inniges Verhältnis aus, denn mit Cousine pflegt der Soldat meistens seine zweite Braut zu bezeichnen. Und dieses Verhältnis ist zu verstehen, denn die Gasmaske hat schon Hunderttausenden das Leben gerettet und viele vor dem Schicksal bewahrt, den tödlichen, giftigen Gaswellen zum Opfer zu fallen. Daher

wird die Gasmaske von allen sorgfältig behandelt, und so ist es zu verstehen, wenn man sich im Graben, im Unterstand oder sonstwo gegenseitig zuruft: „Vergiß die Cousine nicht!“ Infolge ihres absonderlichen Aussehens hat der Soldat seine Cousine mit allerhand Kosenamen belegt: Maul-trommel, Stinkhaube, Schweinechnauze, Maul-forb, Karnevalsstieher. Ist ein Gasangriff signalisiert, erscheinen also alle Mannschaften mit der Gasmaske, so findet ein „Gasmaskenball“ statt; die Mannschaften selbst bezeichnen sich dann scherzhaft als Haremsdamen.

Heiteres

Freie Uebersetzung. „Was muß der Soldat vor allen Dingen haben?“ „Stolz und Provertät.“ „Was heißt Provertät auf deutsch?“ „Provertät heißt: Drecksberichte, Schmärberrichte und de Glanzberichte.“ („Gulafsch-Kanon.“)

Entgegenkommend. Dozent der Nationalökonomie nähert sich bei der Arbeitseinteilung seinem Kompanieführer mit der bescheidenen Frage: „Herr Leutnant, wäre es nicht möglich, daß ich etwas Kopfarbeit bekäme, ich bin Privatdozent von Beruf.“ — Leutnant: „Gewiß! Wird berücksichtigt! Feldwebel, schreiben Sie auf: Infanterist K. Sappenkopfarbeit!“

Kindermund. Mutter: „Ach, wenn sie doch Frieden schließen möchten!“ — Zungerte: „Muttel, wär's nicht besser, wenn sie den Krieg schließen möchten?“ („Jugend“)

Ein einfaches Exempel. Der Mann unserer Aufwartestrau ist weiter keine Kennte der Wissenschaft. Am 1. April 1915 heiratete er. Am 1. April 1916 kam sein Töchterchen Frieda zur Welt. Am 1. April 1917 sein Töchterchen Else. Dieser Tage las er in der Zeitung, daß nach genauen statistischen Wahrnehmungen im Kriege mehr Jungens geboren werden als Mädchen. Da ging der Mann betäubt zu seiner Frau und sagte: „Du Anni, der Krieg dauert noch mindestens drei Jahre!“ („Lustige Blätter“)

Fliegermärchen. Es war einmal ein Flieger, der machte Bruch und sagte, es sei seine Schuld. — Es war einmal ein Flieger, der sagte zu Hanie nichts von seinem abgehoffenen feindlichen Doppeldecker. — Es war einmal ein Flieger, der ging auf Urlaub in Zivil. — Es war aber einmal eine Dame, die sagte: Nein, einen Flieger mag ich nicht! Nur einen vom Train!“

Rästel-Ecke

Rästel.

I. Vorwärts ist ein Teil von Kirchen- und andern Gebäuden; Rückwärts Bildhauer-Werk, nimmst du ein Zeichen hinweg.

Recht.


II.

Ich trag' euch, stattliche Herr'n und Frau'n, Bin rein und edel anzuschau'n; Doch, was mich trägt, verderb' ich bald, Nehm' Kraft und Saft, Geschmact, Gestalt.

Sollte Ruhstoft.

Auflösung folgt in nächster Nummer. Auflösung des Rästels in voriger Nummer. Brille.

Geschäftliches. Ein Trost für die Kenner edelster Tropfen ist die unveränderte Beschaffenheit des besten deutschen Likörs „St. Afra“ und des feinsten deutschen „Cognac Exquisit“, Marken ihres altherühmten Hauses, von denen der kräftige denn die Produzenten Kempe & Co. A. G. in Oppach/Sa., „Pan Dietrich“, die süße „Fromme Helene“ die erfrischende vermögen sie noch immer zu liefern, ebenso wie alle andern „Witve Bolle“ wohl die beliebtesten sind.



Exquisit

Echter alter deutscher
Cognac

+ St. Afra

Die Perle der
Liköre

Cognacbrennerei E. L. Kempe & Co. Aktiengesellschaft/Oppach i. Sa.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW. 68, Ritterstraße 50.

In unserer Verlage erschien:

Militärische Vorbildung

der älteren Jahrgänge der Jugend-Abteilungen während des Kriegszustandes

Belehrenskursus (23. bis 25. März 1916) in 8 Vorträgen

Herausgegeben vom Kriegsministerium.

Umfang 109 Seiten Großoktav. Preis M. 1.50 und 20 Pfg. Porto.

Die Veröffentlichung der Vorträge, die gelegentlich des im März v. J. vom Kriegsministerium veranstalteten Belehrenskursus über die Organisation und Durchführung der militärischen Vorbildung der Jugend während des Kriegszustandes gehalten wurden, verfolgt die Absicht, weite Kreise über Zweck und Ziel der Einrichtung aufzuklären und vortrefflichen und richtigen Meinungen entgegenzusetzen.

Den Lesern des „Zeitspiegels“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton

zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit, eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz von Preußen
Rupprecht, Kronprinz von Bayern
Herzog Albrecht von Württemberg
von Beseler, General der Infanterie

von Bülow, Generaloberst
von Einem, General der Infanterie
von der Goltz, Generalfeldmarschall
von Hindenburg, Generalfeldmarschall
von Heeringen, Generaloberst
von Kluck, Generaloberst

Deutsche Kunstdruckgesellschaft m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Hesse

DRESDEN, Scheffelstraße.

hat allein „Atana“-Straußfedern
folche bleiben 10 Jahre schön und fest:
30 cm lang 3 Pfd., 35 cm 4 Pfd., 40 cm
5 Pfd., 45 cm 8 Pfd., 50 cm 12 Pfd., 55 cm
18 Pfd., 60 cm 25 Pfd. **Schmale Federn,**
nur 15–20 cm breit, folgen 50 cm lang
3 Pfd., 60 cm 4 Pfd., **Straußfedern** 5, 10,
20 Pfd. **Reiter** 1, 2, 4, 6 Pfd. bis 60 Pfd.
Schulblumen 1 Karton voll 3 Pfd.

Gegen
Hämorrhoiden
ist das Beste
Aphanodan (ges.
gesch.)
Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee.
Mäßiger Preis. Prospekt gratis.
Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.

Bett-Federn!
Zarte Füllfedern per Pfd. M. 1.50 Halbdaunen
M. 2.—, art und weich M. 3.40, Schließfedern
M. 3.—, Mandarinddaunen M. 3.75, Allezeit
und weich.

Gänse-Federn!
Weiße Halbdaunen M. 5.50, hochfein sibirische
M. 7.— bis M. 12.—, Schließfedern
M. 4.75, weich und dannerreich M. 5.50.
Graue Daunen schwellend M. 7.50, weißer
Daunenraum M. 7.— bis M. 14.—, 3 bis 4 Pfd.
für eine Decke.

Betten!
In hochfein echtrot Daunenkörper in allen
Preislagen, Muster und Katalog frei. Nicht-
gefallend Geld zurück, 50 000 Kunden,
20 000 Dankeschreiben.
Bettfedergroßhandlung und Bettenfabrik.
Th. Kranfuß, Cassel 44.
Aeltestes und größtes Versandhaus das.

Strumpf-Garne
versendet ohne Bezugschein
von 4 Pfund an (Proben umsonst frei)
Erfurter Garnfabrik
Hollgerant in Erfurt W. 247.

Ansichtskarten
billig!
100 Kriegs-Postkarten 3.— M.
100 Liebeserien-Postkarten ... 3.— „
100 patriot. Flaggen-Postkarten 3.— „
50 echte Künstler-Postkarten . 3.— „
Verlag Mardor, Breslau 1 150.

Gegen bar oder Teilzahlung erhalten
Sie direkt aus der Bettenfabrik von
A. H. Kirchhoff, Hoffleit.
Osnabrück No. 10
Betten, Bettfedern,
Daunen, Steppdecken,
Bettstellen u. Matratzen
Preisliste franko.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any in
wenigen Tagen garantiert
Machen Sie einen letzten
Versuch; es wird Sie nicht
reuen! frko. M. 2.70 (Nachh.
2.95). Gold-Medaille London
Berlin, Paris 1882 notariell
beglaubigte Dankechr.
besitz hierfür nur d. Apotheke
z. eisernen Mann, Strassburg 16 Els.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Gelsow, Neudölln. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Grede, Berlin SW 68.